

CATHERINE AUREL

Der *Turm*
der
Liebenden

Historischer Roman



kennengelernt, aber in Bugia wird nicht nur reger Handel getrieben, es werden auch Wissenschaften gelehrt. Und als Königin dieser Wissenschaften gilt in Bugia die ... Mathematik.«

Dieses Wort war ihr so fremd wie Addition. Aber einst war ihr auch Reichtum fremd gewesen, und diesen hatte sie mittlerweile kennengelernt.

»Leonardo Fibonacci hat von den größten Gelehrten in Bugia alles über Mathematik gelernt, was sie wussten«, fuhr Abelardo fort, »und später ist er nach Ägypten und Syrien, nach Byzanz und in die Provence gereist, um weitere Gelehrte zu treffen und noch mehr zu lernen. Und wieder später hat er seinen *liber abaci* geschrieben, in dem er zeigt, wie die Araber rechnen, mit Zahlen nämlich, die sie selbst von den Indern gelernt haben und die das Multiplizieren viel leichter machen als mit den uns geläufigen römischen Zahlen.«

»Multi... multiplizieren?«, fragte sie. »Ich fürchte, ich verstehe nicht, was das heißt. Aber ... aber ich will es verstehen! Ich will es lernen!«

Abelardos Lächeln war schmerzlich und befreit zugleich. »Ich wusste, dass du nicht zögern würdest, das Buch zu suchen.«

»Aber warum hast du gesagt, es wäre gefährlich? Gar tödlich?«

»Oh, die Menschen hierzulande glauben tatsächlich, dass es das ist. Sie halten alle Sarazenen für Hexer und diese Zahlen für Zauberwerk. Aber das liegt daran, dass sie dumm sind, und du bist das nicht. Du bist wissbegierig, du bist der Beweis, dass die Vernunft stärker ist als die Angst. Du hast meine Worte angezweifelt, und der Zweifel ist der wichtigste, der größte Sohn der Vernunft, denn er bringt uns dazu, das Unmögliche möglich zu machen. Du hast dich meinem Verbot widersetzt, du hast gewagt, selbst zu denken, du hast dich nicht zurückgelehnt, sondern auf die Suche gemacht.«

Er lächelte so breit, dass Aziza gar nicht anders konnte, als das Lächeln zu erwidern. Abelardo drückte ihre Schultern. »Oh, Aziza! Marcantonio wird dich in Mathematik unterrichten, und wenn er nicht weiterweiß, werde ich neue Lehrer anstellen. Irgendwann wird keiner von ihnen dir noch etwas beibringen können. Denn irgendwann wirst du die klügste Frau sein, die jemals in Pisa gelebt hat.«



Fünf Jahre nachdem Aziza die Bekanntschaft mit den Zahlen gemacht hatte – mittlerweile war sie zwölf Jahre alt –, wurde Bona von großen Sorgen geplagt. Eigentlich hatte sie sich diese Sorgen schon zuvor gemacht, aber da war Aziza noch ein Kind gewesen, und bei einem Kind wuchs sich manch schlechte Angewohnheit aus. Irgendwann lernten sie zu gehen, ohne zu stolpern, zu essen, ohne sich zu beflecken, sich wehzutun, ohne zu weinen – und irgendwann, so hoffte Bona, würde Aziza die Lust an diesen merkwürdigen Zahlen verlieren.

Doch jetzt war sie kein Kind mehr, jetzt war sie bald eine junge Frau, und es wurde immer offensichtlicher, dass Abelardo recht behalten würde – sie nämlich die klügste Frau Pisas sein

würde. Eine der schönsten Frauen Pisas im Übrigen auch. Aziza hatte seidig glänzendes schwarzes Haar, ebenso dunkle Augen und solch filigrane, ebenmäßige Züge, als hätte Gott sie nicht einfach nur mit seinen Händen geformt, sondern ein Gerät zu Hilfe genommen, das Aziza Bona einmal gezeigt hatte und das man Zirkel nannte. Und darüber – also, nicht den Zirkel, aber die außergewöhnliche Schönheit und Klugheit – war Bona zutiefst unglücklich. Sie fand, dass es die Schwächen waren, die einen Menschen zum Menschen machten, dass es in allem das Mittelmaß anzustreben galt, weil man damit am besten durchs Leben kam. Wer zu groß war, schlug sich den Kopf an, wer zu klein war, auf den wurde eingepregelt, wer aber nicht zu groß, nicht zu klein war, fiel nicht weiter auf.

Abelardos Frau Riccia war auch ein mittelmäßiger Mensch gewesen, durchaus hübsch zwar, aber mit etwas zu kleinen Augen, durchaus klug, aber nicht bereit, sich die Namen der Länder zu merken, in die Abelardo sie schleppte. Gewiss, sie hatte über das Maß gekränkelt, aber Bona hatte – von ihrer Sterbestunde abgesehen – immer das Gefühl gehabt, ihr etwas Gutes tun zu können, und sobald Riccia sich wieder erholt hatte, hatten sie gemeinsam der Lust an schöner Kleidung gefrönt. Bei Bona wurde diese Lust schon befriedigt, wenn sie sie nur betrachtete, bei Riccia erst dann, wenn sie sie trug. So oder so durchstreiften sie gemeinsam Märkte, betrachteten Purpurgewänder mit Perlmutterknöpfen, kostbaren Pelzbesätzen oder jenen legendären Stoff, der im Morgenland gewebt wurde und der je nach Tageszeit seine Farbe wechselte.

»Das hat nichts mit der Tageszeit zu tun«, erklärte Aziza, als Bona ihr einmal davon vorschwärmte, »nur mit dem Winkel, aus dem das Sonnenlicht auf den Stoff fällt.«

Aziza machte nie Anstalten, feine Stoffe zu befühlen, geschweige denn sie zu tragen, sie begnügte sich mit ihrem grauen Leinenkleidchen. Und während Bona ihr früher immerhin noch Naschwerk hatte zustecken können – kandierte Rosenblätter oder Honigfeigen –, verlor sie den Geschmack daran, als sie älter wurde. Ein Lächeln lag immer nur dann auf ihren Lippen, wenn sie über ihren Übungen saß.

»Willst du nicht eine kurze Pause machen, Täubchen«, fragte Bona, »und in den Hof gehen?«

Bona durfte sie nur Täubchen nennen, wenn Abelardo nicht in der Nähe war, war der doch der Meinung, dass Aziza rein gar nichts mit diesen lästigen grauen Vögeln gemein hatte. Bona fand das eigentlich auch, aber in irgendein Wort musste sie ihre Liebe doch kleiden – die Liebe, die sie erfasst hatte, seit Aziza sie seinerzeit auf die Wange geküsst hatte, auf denen noch Tränen um Riccia und ihr totes Kind geklebt hatten. Diese Liebe war leider auch zu groß, um als mittelmäßig, folglich als gesund durchzugehen.

»Ich habe vorhin 123586 durch 13 geteilt«, erklärte Aziza, ohne auf ihren Vorschlag einzugehen. »Und jetzt habe ich mir das vierzehnte Kapitel aus dem *liber abaci* vorgenommen, darin geht es um die Wurzelrechnung.«

Bona war der Meinung, dass man mit manchen Wurzeln kochen konnte – ganz sicher aber nicht mit ihnen rechnen.

Sie seufzte laut, Aziza seufzte auch. »Ach, bald kenne ich den *liber abaci* auswendig. Abelardo hat mir neue Bücher versprochen, vom berühmten Mathematiker al-Khwarizmi,

aber bis jetzt konnte er sie nirgendwo kaufen.«

Wie konnte man bloß diesen Namen aussprechen, ohne sich die Zunge zu verknoten und die Seele mit Sünde zu beflecken, weil ein Mensch, der einen solchen Namen trug, gewiss ein Heide war?

Bona versuchte es erst gar nicht; als Aziza fortfuhr und erklärte, dass dieser al-Khwarizmi die Algebra erfunden hätte, das Rechnen mit Unbekannten in Gleichungen, stieß sie mit einem klagenden Unterton aus: »Himmel!«

Aziza blickte erstmals hoch. »Hältst du die Zahlen etwa auch für sarazenische Hexerei?«, fragte sie verwundert. Erst kürzlich war ein Dienstmädchen schreiend aus dem Haus gelaufen, weil sie in Azizas Raum den Staub abgewischt hatte und ihr Blick auf den *liber abaci* gefallen war. Gut möglich natürlich, dass sich dieses dumme Ding nur am Zirkel gestochen hatte.

»Von all diesen Dingen wird dir der Kopf so schwer, dass du eines Tages mit der Stirn auf den Tisch krachen wirst«, sagte Bona.

Aziza lächelte auf eigentümliche Weise. Der Mund verzog sich dabei kaum, aber ihre Augen leuchteten. »Wenn ich rechne, wird mein Kopf ganz leicht. Mehr noch, ich ... ich habe das Gefühl, ich würde fliegen.«

Bona runzelte die Stirn. Vom Fliegen hatte sie dieselbe Meinung wie von übermäßiger Schönheit und übermäßiger Klugheit: Der Mensch war nicht dafür gemacht. Den Kopf konnte er ja gerne zum Himmel hochrecken, aber seine Füße hatten gefälligst fest am Erdboden zu stehen. Für heute gab sie es allerdings auf, das Mädchen ins Freie zu locken, und sie fürchtete, dass es ihr auch morgen nicht gelingen würde. Nein, um ihr deutlich zu machen, dass die Welt nicht nur aus Zahlen bestand und dass man, wenn man sich zu viel mit Wurzeln beschäftigte, blind für die im Sonnenlicht silbrigen Blätter wurde, musste sie Abelardo um Hilfe bitten.

Nicht dass das einfach werden würde. Anders als sie war Abelardo ja durchaus glücklich darüber, dass Aziza am liebsten über Büchern saß. An Feiertagen nahm er sie manchmal zur Messe in Santo Stefano mit – bald nach ihrer Ankunft in Pisa hatte er sie seinerzeit dort taufen lassen –, ansonsten hatte er kaum je das Haus mit ihr verlassen. Er war der Meinung, dass sie hier alles hatte, was sie brauchte, und ein hübsches, zartes Mädchen Freiheit fand, wenn es die Welt des Geistes erforschte, nicht die unzähligen, schmutzigen Gässchen von Pisa. Irgendwann, wenn sie ihre Studien abgeschlossen hätte, würde er sämtlichen Bekannten und Freunden den Beweis erbringen, dass die Vernunft in jedem wohnte – auch in einer jungen Frau wie Aziza –, aber noch sollte deren Weisheit im Geheimen reifen.

Bona wusste allerdings, dass Abelardo eine Schwäche hatte. Nicht nur eine Schwäche für Bildung und für Reisen in ferne Länder – auch für die Stadt, in der er geboren war und die beides überhaupt erst möglich gemacht hatte. In Pisa – der Stadt, die Handel mit der ganzen Welt trieb und in der Menschen aller Länder lebten – gab man noch mehr als anderswo der Weite den Vorzug vor dem Engen, dem Exotischen vor dem Vertrauten, dem Aufbruch vor der Heimkehr.

Und diesen Stolz für seine Heimatstadt gedachte Bona zu nutzen, als sie am nächsten Tag an die Tür von Abelardos Gemach klopfte.

Er blickte sie fragend an, nachdem sie eingetreten war, doch anstatt etwas zu sagen, machte sie ein bekümmertes Gesicht und stieß ein tiefes Seufzen aus. »Ist etwas passiert?«, fragte Abelardo verwirrt.

»Ach herrje«, stieß Bona aus, und ihre Stimme nahm den gleichen klagenden Tonfall an wie an dem Tag, da Riccia gestorben war, »ich mache mir ja solche Sorgen!«

Abelardos Miene glättete sich. »Wieder einmal um Aziza? Ach, Bona, es hat schon seine Richtigkeit, dass sie ...«

»Nein«, fiel sie ihm ins Wort, »ich mach mir keine Sorgen um Aziza, ich mache mir Sorgen um ... Pisa.«

Seine Stirn runzelte sich. »Um Pisa?«

Bona nickte eifrig. »Ach, ich bin ja so froh, dass Aziza das Haus so gut wie nie verlässt. Hier ist sie wenigstens in Sicherheit.«

»In Sicherheit vor was?«

»Man hört so schreckliche Geschichten, und alle haben mit Gewalt und Betrug und Verrat zu tun. Letztes Jahr ist auch noch dieser Bürgerkrieg ausgebrochen. Nicht dass ich viel von Politik verstehe, aber jedes Kind weiß: Es gibt so viele Feinde von außen, ob nun Lucca oder Florenz, die die Stadt bedrohen, und Feinde von innen, böartige Familien, die die Stadt ruinieren ... ach, ich bin nicht sicher, ob Pisa eine ganz und gar verdorbene Stadt ist oder eine ganz und gar verlorene. Beides erfüllt mich jedenfalls mit Gram.«

Abelardo hatte sich erhoben, und seine Stimme nahm einen gleichzeitig belehrenden wie nachsichtigen Tonfall an, als würde er mit einem kleinen Kind sprechen – keinem klugen Kind wie Aziza, sondern einem beschränkten. »Was du sagst, ist nicht grundfalsch. Pisa geht immer wieder durch schwere Zeiten. Doch nach jeder Niederlage ist sein Wohlstand nur gewachsen, nach jedem Zerwürfnis war die Stadt umso stärker. Und nach jedem Ausbruch der Gewalt siegt am Ende ja doch wieder die Vernunft.«

Befriedigt stellte sie fest, dass leiser Zweifel durch seine Stimme klang. Einem kleinen Sprung glich dieser, nicht so tief gehend wie der in der Schüssel, die ihr gestern entglitten und in zwei Teile gebrochen war, aber tief genug, um weiterzubohren. »Pisa wird also nicht untergehen?«

»Himmel, Bona, wo denkst du bloß hin?«

»Aber Ihr könnt doch nicht leugnen, dass es immer schlechter um Anstand und Sitten bestellt ist. Brave Ehefrauen werden verführt, junge Mädchen geschändet, ehrwürdige Bürger verprügelt und Müll auf die Straße geworfen. Der Arno ist wieder einmal über das Flussbett getreten – irgendwann werden wir alle ersaufen –, der Pisaner Denar wurde wieder einmal abgewertet, und dem Erzbischof hat man jede Menge Befugnisse geraubt. Er meinte gar, Pisa wäre eine gottlose Stadt. Kein Wunder, dass die Frauen von Pisa so schnell altern, dass sie mit nicht einmal dreißig Jahren wie Eidechsen aussehen.«

Die ersten Punkte waren Abelardo wohl nicht unbekannt – nun aber weitete er doch die Augen. »Eidechsen? Wer behauptet denn so etwas?«

»Na ... alle. Oder zumindest viele. Zu viele erklären auch, dass das stolze, große Pisa am Ende ist. Oh, was bin ich froh, dass Ihr euch mit dem Mädchen hier verkriecht, dass Aziza so

versunken in ihre Bücher ist, dass sie nichts von all dem Elend, von dieser schändlichen, schrecklichen Welt mitbekommt, dass es ihr erspart bleibt, ihren Fuß auf die Straßen dieser unwürdigen Stadt zu setzen ...«

Zorn verdunkelte Abelardos Gesicht. »Nun hör aber auf!«, fiel er ihr hart ins Wort. »Vergiss nicht, von welcher Stadt du sprichst. Einst war sie die Hauptstadt Tusciens, nun ist sie das Tor der Welt, die Zunge von Rom. Die Pisaner galten lange Zeit als Gottes auserwähltes Volk, weil keine Stadt so reich war, keine Stadt so prunkvoll, in keiner Stadt so viele Menschen aus aller Herren Länder lebten und das auch noch friedlich. Und es gibt keinen Dom wie den zu Pisa, der zum ewigen Ruhm Gottes und der Stadt errichtet wurde.«

Bona tat so, als würde sie voller Furcht ob seines Ausbruchs den Kopf senken – in Wahrheit verbarg sie nur ihr befriedigtes Lächeln, weil ihr Plan aufgegangen war. »Hm«, machte sie. »Mich erstaunt, Euch so über Pisa sprechen zu hören. Wenn Ihr glaubt, was Ihr sagt, warum habt Ihr Aziza noch nie die Stadt gezeigt mit all ihren Gässchen und Plätzen und Brücken? Und wenn der Dom für Euch mehr ist als eine Kirche wie jede andere, warum habt Ihr mit Aziza, die schließlich kein Heidenkind mehr ist, nie den Gottesdienst dort besucht, ihn ihr noch nicht einmal gezeigt?«

Sie wollte erneut hinzufügen, dass sie darüber insgeheim froh wäre, aber so weit musste sie gar nicht gehen.

»Nun, ich dachte, Aziza hat hier zu Hause ohnehin alles, was sie braucht, und dass es auf den Straßen von Pisa zu gefährlich für sie wäre«, sagte er, fügte allerdings energisch hinzu: »Aber du hast recht! Es war ein Versäumnis, ihr all die Wunder der Stadt vorzuenthalten. Ich werde sie ihr demnächst zeigen, zumal sie schließlich selbst eines ihrer größten sein wird.«

Es war Abelardo deutlich anzusehen, dass ihm die Worte im Eifer herausgerutscht waren. Aber gesagt war gesagt, und Bona ließ ihm nicht die Zeit, sie wieder zurückzunehmen. Mit weiterhin geducktem Kopf und zuckenden Mundwinkeln wandte sie sich ab. »Wenn Ihr es so wollt«, erklärte sie im Hinausgehen. »Wer bin ich denn, Euch zu sagen, was Ihr tun und lassen sollt.«

Sie klang, als würde sie seine Entscheidung tief bedauern, in Wahrheit lächelte sie immer noch.

Der Dom von Pisa war doch keine Kirche wie jede andere! Wo dachte Bona nur hin!

Für die Pisaner war er ein Zeichen ihres Triumphes über Feinde – nur reiche Kriegsbeute hatte ermöglicht, ihn zu bauen –, für Abelardo stellte das Gebäude vor allem den Sieg der Vernunft über den Stein dar, hatte man es schließlich geschafft, schneeweißen Marmor oder zumindest marmorgleichen Kalkstein in vollendete geometrische Formen zu gießen und so zu beweisen, dass das Universum einer göttlichen Ordnung unterlag.

Der Dom erzielte seine Wirkung am besten, wenn man durch die Porta Leona trat: Von hier aus betrachtet, glich er einem gewaltigen, nach Übersee gerichteten Schiff. Das Meer war zwar nicht zu sehen, noch nicht einmal der Arno, ein Plätschern ließ sich dennoch hören – es kam von jenem Brunnen zwischen Stadt und Dom, in dem jeder sich erst einmal reinigte,